

## VII Der Nachtarock

Während des Krieges hielt einmal ein berühmter deutscher Philosoph Vorträge, in denen er uns, wie so viele andere, den Sieg versprach. Er bewies ihn auch. Denn wir seien von Fachleuten geführt, die Gegner von den Laien von Beruf, den Parlamentariern. Man solle sich nur einmal den Fachmann Tirpitz, der seine Schiffe bis zur letzten Schraube und bis zum letzten Niet herab kenne, ansehen und als Gegenstück den englischen sogenannten Marineminister, den Allerweltswindhund Churchill. Das könne ja für die Gegner nicht gut gehen. Wir glaubten dem Philosophen und gingen getröstet nach Hause.

Es hat lange gedauert, bevor unser Vertrauen in die Fachleute erschüttert wurde. Es ist heute noch nicht erschüttert, trotzdem, in der Sprache des Philosophen zu bleiben, die Windhunde über die Koryphäen gesiegt haben.

Kriegsgeschichtschreibung und Kriegskritik sind wohl immer „nach dem Erfolg appetitiert“, mag auch Clausewitz den Kriegskritiker auffordern, in seiner Auseinandersetzung keine zeitliche Gewalt und Größe, Eitelkeit und falsche Scham zu schonen und nichts als die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu sagen; mag auch von Bernhardi einen ganzen Katalog der Eigenschaften schreiben, die der Feststellung kriegsgeschichtlicher Wahrheit im Wege stehen: Eitelkeit, Einseitigkeit, Kleinlichkeit, Herrschsucht, Egoismus; das sind so einige von den Widerständen, die er nennt.

Aber davon abgesehen, überschätzen Kriegskritiker (die, wie wir noch deutlicher sehen werden, fast alle der verkappten Religion des Willens anhängen) den Krieg und den Feldherrn überhaupt. So sind sie z. B. zweifellos geneigt zu sagen, daß die Feldherrnkunst, der Wagemut, die Lebenszähigkeit Friedrichs, den Siebenjährigen Krieg trotz aller Niederlagen gewonnen hätten und daraus zu schließen, daß dieser Krieg im Großen und Ganzen mit Feldherrngenie geführt worden sei. Was ein Laie nicht bestreiten soll, nur darf er dazufügen, daß der Krieg

zweifelloos für den genialen Friedrich II. durch den gänzlich blöden und vermißquemten Peter III. gewonnen worden ist, der gerade in dem richtigen Augenblick für kurze Zeit auf den Thron kam. Ohne diesen Glückszufall würde vielleicht unser Urteil über Friedrich ganz anders lauten.

Alle solche Dinge stören die Kriegskritik empfindlich und nun gar die deutsche! Ist sie nicht einfach Ressentiment, Eifersucht, Neid der Besiegten, der Zukurzgekommenen? Aber da kommt plötzlich und überraschend eine Stimme von der Seite des glänzenden Siegers: das Versagen unserer Feldherrnschaft hat tatsächlich nichts Überraschendes, denn auch auf der Seite der Sieger war die Feldherrnkunst glatter Humbug. Jean Pierrefeu, der Verfasser der französischen Generalstabsberichte, versichert uns nichts Geringeres, trotzdem er, und das macht den Wert des Buches aus, vom Pazifismus weit entfernt, im Gegenteil ganz kriegerisch und national ist. Was ihn wurmt, ist nicht etwa, daß Krieg geführt wird und daß gesiegt worden ist; sondern die Tatsache, daß der Krieg so beleidigend ungeschickt geführt worden ist. (Zu gleicher Zeit hat ein anderer Franzose das ganze Problem auf neun Worte gebracht, als er eine Nachkriegsbroschüre mit dem Titel versah: *Sur l'incapacité des militaires à faire la guerre.*)

Trotz der Heldenverehrung hatte ja die romantische Feldherrnvorstellung, die den Heerführer überlebensgroß mit dem Säbel, auf dem Rappen an der Spitze seiner tapferen Truppen sah, schon vor dem Krieg abgewirtschaftet. Shaws Helden sind über 30 Jahre alt. Der praktische Schweizer Bluntschli hatte schon vor dem Krieg in der allgemeinen Vorstellung über den romantisch todestapferen Saranoff gesiegt. Wir fanden schon vorher nichts Paradoxes mehr dabei, daß für die Soldaten Essen unter Umständen wichtiger sei als Patronen und daß das schnelle Heranschaffen von Nachschüben (das im wesentlichen eine Kursbucharbeit ist) größere Wichtigkeit hätte als persönlicher Schneid. Ja, wir waren drauf und dran, dem Feldherrn persönliche Tapferkeit nicht als Verdienst, sondern als Torheit anzurechnen. Wir wußten, daß seine Aufgaben ganz anderer Art

waren. Es wird deshalb niemand mehr überraschen, wenn Pierrefeu ausführt, daß die großen Heerführer vor allem zur Klasse der praktischen Menschen gehören, die nicht von Bedenken geplagt sind, eine Eigenschaft, die in der Welt ziemlich weit verbreitet sei. Wenn der Feldherr bewirken könne, meint der Generalstabsberichterstatter, daß seine Truppen mit den vollkommensten Waffen ausgerüstet wären, die Gegner aber mit Knüppeln, so würde der Feldherr das gern machen.

Wir erwarteten in der Tat von unseren Feldherrn nichts weiter, als daß sie siegten. Wir stellten uns ihn ganz neuromantisch vor, wie aus dem Energobuch und dem Ullsteinroman: als einen stahlharten Charakter, der, in schärfste und feinste Spekulationen versenkt, ohne jeden Bombast in einem kartenübersäten, nüchternen Zimmer die Fäden in der Hand haltend, seine Truppenmassen dirigiert, nie den Kopf verliert und noch in der schlimmsten Lage den genial einfachen Ausweg findet, der den Gegner überrascht und zu Tode trifft.

Es war schlimm, daß er nicht so war. In diesem stählernen und unromantischen Wesen scheint der alte miles gloriosus, scheinen Horribilicribrifax und Daradiridatumtarides nur ganz leicht begraben zu sein. Daß sich auf deutscher Seite die Feldherrn streiten, wer eigentlich Tannenberg gemacht hat, ist uns ja bekannt. Aber auch drüben waren die stahlharten Denkmaschinen zugleich aufeinander eifersüchtig wie nur Tenöre. Nach dem Zeugnis des Franzosen benimmt sich Gallieni gegen Joffre in den entscheidenden Tagen wie eine Primadonna, die — mit diesem Partner! — unmöglich singen zu können erklärt.

Um das Wunder des Willens, den Feldherrn, steht (natürlich auf gegnerischer Seite) die Kamarilla — und so stark sein Wille auch ist, er, der über die Gegner und die Welt triumphiert, ist selten stark genug, auch nur seine Mitarbeiter zu ducken. Sie blasen ihm ein, was ihnen gut scheint und halten von ihm fern, was ihre eigene Position gefährdet. Pierrefeu spricht geradezu von einer Verschwörung der jüngeren Generalstabsoffiziere nicht gegen, aber um den Generalstabschef Joffre

herum; eine Verschwörung selbstverständlich ohne unterirdische Gemächer, Dolche und Eide, aber erfolgreicher. Die Kamarilla entfernte die Generäle reiferen Alters, schob alle Mittler zwischen dem Generalissimus und seinen Mitarbeitern beiseite und veranlaßte ihn dann, nachdem sie ihn unter dem Daumen hatte, nach und nach alle Vollmachten für sich — das heißt für sie, die Mitarbeiter — zu verlangen.

Es gibt nur eines, wovor die *milites gloriosi* auf beiden Seiten Angst haben: die Volksstimmung. Vor nichts hatte ein Generalstab mehr Angst als vor dem Abkühlen der Volksbegeisterung. Aber die Volksstimmung ist dem großen Feldherrn auch nützlich. Wenn er nämlich nicht siegt, so erspart sie ihm die Demütigung, daß er ungeschickt gewesen wäre. Er sagt dann einfach: ja, ich hätte glänzend gesiegt, wenn eben die Volksstimmung durchgehalten hätte. So erklärt z. B. das russische Generalstabswerk über den japanischen Krieg die russische Niederlage. Da die französischen Feldherrn schließlich Sieger geworden sind, so blieb ihnen die Verwendung dieser Ausrede im Großen erspart. Aber bei einzelnen Operationen wird sie doch auch von ihnen gern verwendet.

Mit einem Wort: wir nahmen an, der moderne Feldherr sei vollkommen gefühllos, nur von seinem Willen, zu siegen besessen und dadurch sehr geschickt. Wir nahmen an, er sei ein wirklicher Führer. Aber, wenn wir das Ganze überschauen, müssen wir sehen, daß dieser Krieg gar nicht von den Feldherren, sondern vom König Zufall geführt wurde. Ergötzlich (soweit im Entsetzen etwas ergötzlich sein kann) bei Pierrefeu nachzulesen, wie der große Sieg an der Marne errungen wurde, der Frankreich wieder Zuversicht gab. Die Darstellung läuft darauf hinaus, daß die französischen Armeen in einem ziemlich zusammenhanglosen Rückzug waren und daß selbst der große Joffre nicht wußte, wo er zum Stehen kommen würde. Dann kam jedoch eine schwere Eifersüchtelei zwischen Joffre und Gallieni. Sie verschleppt die angeordneten beschleunigten Rückzugsmärsche, und zu ihrem eigenen Staunen erreichen plötzlich französische Truppen das, was mit aller Feldherrnkunst nicht

zu erreichen war, durch reinen Zufall, nämlich eine Stellung in der Flanke und im Rücken deutscher Kräfte. Die Sache geht gut und nun erhält jeder der Beteiligten seine Belohnung: der Kriegeruhm, sagt Pierrefeu, glich einem in Scheiben geschnittenen Kuchen, wovon jeder sein Stück abbekam. Was Joffre vergeblich zu erreichen versucht hatte, schreibt sein schriftstellerischer Helfer, hatte die Befürchtung eines Ministers zuwege gebracht. Die Rivalität zweier ehrgeiziger Generäle hat mehr zur Rettung des Landes beizutragen als der Scharfblick des Genies; und Pierrefeu kann diese Betrachtung mit dem Lob abschließen, den Gegner zu täuschen, sei ein großer Faktor des Sieges. Mangel an Logik sei eine Art zu täuschen, sie verwirre den Feind; ergo hätten die französischen Generäle ihren Sieg mit vollem Recht errungen.

Aber die Feldherrnperiode des Krieges war auf französischer wie auf deutscher Seite nur ganz kurz; auf letzterer nur in den Operationen an der Ostfront etwas länger. Die ununterbrochene Front, die Abriegelung der gesamten Kriegsschauplätze durch Menschenketten macht den Feldherrn zum Oberbuchhalter und Magazinier seiner eigenen Truppen. Pierrefeu gebraucht sehr scharfe Worte: man dürfe billig fragen, ob der lange, blutige Feldzug noch irgendeine Beziehung zur Kriegskunst habe; die Kriegskunst existiere nicht mehr, der militärische Niedergang sei offenbar; beiderseits sei man, nachdem die bekannten zwei oder drei Mittel der großen Strategie, Überflügelung und Durchbrechung des Zentrums, vergeblich probiert worden seien, mit dem Latein ziemlich zu Ende. Zwar sprächen alle militärwissenschaftlichen Werke von rechtem Flügel, Zentrum, linkem Flügel, Vorhut, Hauptarmee, Nachhut, von Strategie und Taktik; aber nur um den Umstand zu verbergen, daß die Kriegskunst in diesem Kriege Bankrott gemacht und daß die ganze Strategie darin gelegen habe, um jeden Preis die ununterbrochene Front zu halten.

Und damit kommt am Schluß doch wieder der miles gloriosus, der Eifersüchtige, Reizbare, dem Willenskult nahe. Ja, theoretisch, als ein von der Literatur gespeister Mensch, steht

er von vornherein auf diesem Standpunkt und daraus erklärt sich alles Unheil.

Denn, und das vollendet erst die furchtbare Tragikomödie dieses barbarischen Sicherwürgens, alle Generalstäbe glaubten im Besitze eines Siegrezeptes zu sein und bei allen war es das selbe Rezept. Überall bestand es aus zwei Teilen. Der erste besagte: Man greife unbedingt an; denn der Angreifer ist immer im Vorteil, wer angreift, setzt den Willen des Anderen matt, wer sich angreifen läßt, wird im Willen geschwächt. Der zweite Teil des Rezeptes besagte aus ganz denselben Gründen: Man mache zuerst mit dem starken Gegner Schluß, denn er ist der gefährlichere. Über diesen beiden Axiomen aber lag das Geheimrezept, die verkappte Religion, die, so geheim sie auch war, sich im Besitz aller Heeresleitungen befand. In ihrem Geiste finden sich die Feldherren der verschiedenen Parteien als Brüder im Geiste. Das Geheimrezept heißt überall Willen. Es geht z. B. bei Foch bis zu der kurzen Formel: „Sieg gleich Willen“.

So kam es, daß beide Parteien unbedingt angriffen und unbedingt zuerst den stärkeren Gegner angriffen. Das Ergebnis war, daß keine der beiden Parteien auch nur mit ihrem schwächeren Gegner fertig wurde, daß sie beide fortwährend, vier Jahre hindurch, mit Ausnahme der ersten zwei Feldzugsmonate, blutige, aber für den Krieg völlig wirkungslose Angriffe gegeneinander richteten.

Da die ersten zwei Programmpunkte, der unbedingte Angriff und der Angriff auf den Stärkeren, eine der Absicht so widersprechende Wirkung hatten, so wurde nun umso mehr der dritte gepflegt, nämlich der Wille. Die Wirkung dieser Pflege war womöglich noch übler; denn der Wille, der gar kein Ziel mehr hatte, fraß nun alle anderen Eigenschaften, mit denen frühere Feldherrn sich aus der Klemme geholfen hatten und die die wichtigsten Ingredienzien der alten Kriegskunst waren — der Wille fraß schöpferische Phantasie, Stärke des Charakters und einiges andere völlig auf und triumphierte, losgelöst und allein auf weiter Flur. Er höhnte den Menschen aus. Und der Feldherr sah, ganz im Gegensatz zu Friedrich und Napoleon,

seine eigentliche Größe darin, daß er nicht nur, wie Cäsar, vier Sekretären, nein, daß er diese vier Sekretäre und noch einige glatt tot diktieren konnte und daß der Tag für ihn 28 Stunden hatte. Was nicht schlecht gewesen wäre. Unglücklicherweise ließ sich aber eine Sache gar nicht durch den Willen erzwingen, nämlich gute Einfälle, geniale Blitze.

Pierrefeu übergießt alle diese Geheimrezepte mit Spott. Das Vertrauen in die Offensive, das Vertrauen in die unbedingte Siegeszuversicht gegen den stärksten Gegner, das Vertrauen in den Willen sei geradezu okkultistisch geworden. Er nennt den Tisch, an dem das Siegesrezept zur Marne ausgeheckt wurde, respektlos einen spiritistischen Tisch.

Wenn er aber alle diese Ansichten auf Bergsons *Elan vital* zurückführt, so müssen wir ihn mit aller Achtung eines Besseren belehren. Der deutsche Generalstab hat vielleicht keine Seite von Bergson gekannt; auch ohne das huldigte er ganz denselben Anschauungen. Und was brauchen wir auch Herrn Bergson? Haben wir nicht in Spengler einen viel berühmteren Verherrlicher des Tatenmenschen? Schreien wir nicht gerade heute nach dem Mann mit der stählernen Faust?

Aber das heißt vorgreifen. Zum zweitenmal wird im Frühjahr 1918 Frankreich gerettet — wodurch? Durch die blindwütige Energie des deutschen Generalstabes, der Herrn Foch überall zuvorkommt. Denn Foch will in durchaus kollegialem Geist auch angreifen, und es hängt bisweilen an einem Haar, daß es nicht geschieht. Aber der deutsche Generalstab kommt ihm überall zuvor und so verfügt der Franzose, als unser Angriff sich totgelaufen hat, über verhältnismäßig frische und ungeschwächte Kräfte, mit denen er zum Gegenangriff übergehen kann.

Die Situation ist noch heute mehr als paradox; denn unglücklicherweise geht die Übereinstimmung der beiden Erbfeinde noch viel weiter. Da dieser Krieg vom Standpunkt der Kriegskunst eine einzige Blamage war, so fragt sich nun, wie soll es in Zukunft werden? Und da kommen unglücklicherweise der Franzose Pierrefeu und der deutsche Generalstabshauptmann

Mayr ganz zu gleicher Zeit dahinter, daß nach den Erfahrungen dieses Krieg in einem künftigen unbedingt der Wille abzustellen sei. Die Verteidigung sei die stärkere Kampfform. Das beweist der eine aus Clausewitz, der andere aus französischen Autoritäten. Wir werden von beiden Anschauungen noch bei der verkappten Religion des Pazifismus einiges weitere zu sagen haben.